

JONNY THOMSON, geboren 1987 in Kent, unterrichtet Philosophie in Oxford. Mit seinem erfolgreichen Instagram-Account, *Mini Philosophy*, begeistert er eine große Fangemeinde mit klugen und erfrischenden Beiträgen zu spannenden philosophischen Themen. Diese stammen aus Gesprächen mit seinen Schülern und Schülerinnen und seiner grenzenlosen Faszination für komplexe philosophische Fragen. Jonny Thomson lebt mit seiner Familie in Oxfordshire.

Jonny Thomson

Mini Philosophy

Das kleine Buch der großen Ideen

Aus dem Englischen
von Peter Klöss

Mit Piktogrammen des Autors

Diogenes

Die Originalausgabe erschien 2021 bei Wildfire, London,
unter dem Titel ›Mini Philosophy‹
Text und Illustrationen: Copyright © 2021 Jonny Thomson
Covermotiv: Illustration von Jonny Thomson
Copyright © 2021 Jonny Thomson

Die vorliegende Übersetzung wurde gefördert durch
ein Arbeitsstipendium des Deutschen Übersetzerfonds

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2022
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
100/22/44/1
ISBN 978 3 257 07216 7

*Für Tanya und Freddie,
meine Lieblingsphilosophen*

Inhaltsverzeichnis

12 Einführung

ETHIK

- 16 Platon und die Unsichtbarkeit
- 18 Bentham und die Berechnung der Moral
- 20 Aristoteles und die goldene Mitte
- 22 Kant und der kategorische Imperativ
- 24 Rand und Egoismus
- 26 Comte und Altruismus
- 28 Abaelard und die Absicht
- 30 Singer und die Bevorzugung
- 32 Kant und die Frage, wie man Menschen nicht behandeln soll
- 34 Aquin und der Krieg
- 36 Singer und Speziesismus
- 38 Zimbardo und der Ursprung des Bösen
- 40 Clifford und die Ethik des Glaubens
- 42 Lovelock und Mutter Natur

EXISTENZIALISMUS

- 46 Sartre und die Unaufrichtigkeit
- 48 Der Existenzialismus und das Nichts
- 50 Montaigne und das Memento mori
- 52 Nietzsche und der Wille zur Macht
- 54 Heidegger und die Sterblichkeit
- 56 Camus und das Absurde
- 58 Schopenhauer und die Langeweile
- 60 Sartre und die anderen
- 62 Nietzsche und die ewige Wiederkehr
- 64 Kierkegaard und die Sphären der Existenz
- 66 Hegel über Herrschaft und Knechtschaft
- 68 Camus und die Revolte
- 70 De Beauvoir und Feminismus
- 72 Fanon und Schwarzer Existenzialismus

DIE SCHÖNEN KÜNSTE

- 76 Wabi-Sabi und die Schönheit des Unvollkommenen
- 78 Aristoteles und die Katharsis
- 80 Kant über das Schöne und das Erhabene
- 82 Schopenhauer und die Musik
- 84 Goethe und die Farbenlehre
- 86 Harari und kollektive Mythen
- 88 Jung und die Archetypen
- 90 Der Joker und Nihilismus
- 92 Nietzsche über das Apollinische und das Dionysische
- 94 Adorno und die Kulturindustrie
- 96 Thanos und Ökoterrorismus
- 98 Die japanische Ästhetik und der leere Raum
- 106 De Grouchy und die Elternliebe
- 108 Murdoch und das Beste im Menschen
- 110 Weber und der Geist des Kapitalismus
- 112 Du Bois und das doppelte Bewusstsein
- 114 Wollstonecraft und die erste Welle des Feminismus
- 116 Marx und der Klassenkampf
- 118 Konfuzius und das Li
- 120 Hegel und der Weltgeist
- 122 Appiah und Kosmopolitismus
- 124 MacKinnon und unfaire Regeln
- 126 Burke und Manieren
- 128 Arendt und die Banalität des Bösen

GESELLSCHAFT UND BEZIEHUNGEN

- 102 Platon und die wahre Liebe
- 104 Montaigne und die Affektverschiebung

RELIGION UND METAPHYSIK

- 132 Al-Kindī und die ersten Ursachen
- 134 Freud und der heilige Vater
- 136 Paley und der Uhrmacher
- 138 Hume und das Böse

- | | |
|--|---|
| <p>140 Descartes und der ontologische Gottesbeweis</p> <p>142 Feuerbach und Gott als Ebenbild des Menschen</p> <p>144 Pascal und die Wette, dass Gott existiert</p> <p>146 Marx und das Opium des Volkes</p> <p>148 Berkeley und die Inexistenz nicht wahrgenommener Dinge</p> <p>150 Hume und die Unmöglichkeit von Wundern</p> <p>152 Spinoza und der Mensch als Gott</p> <p>154 Der Zen-Buddhismus und das Kōan</p> | <p>168 Proust und unwillkürliche Erinnerungen</p> <p>170 Die Romantiker und die Naturdichtung</p> <p>172 Radford und das Paradox der Fiktion</p> <p>174 Aristoteles und die Rhetorik</p> <p>176 Shelley und die bösen Wissenschaftler</p> <p>178 Chomsky und das Erlernen von Sprachen</p> <p>180 Derrida und Wörter</p> <p>182 Wittgenstein und Sprachspiele</p> <p>184 Der Strukturalismus und Gegensätze</p> |
|--|---|

LITERATUR UND SPRACHE

- 158 Campbell und die universellen Erfahrungsmuster der Mythen
- 160 Huxley und die schöne neue Welt
- 162 Beckett und das ewige Warten
- 164 Orwell und das Doppeldenk
- 166 Kafka und die Entfremdung

WISSENSCHAFT UND

PSYCHOLOGIE

- 188 Bacon und die wissenschaftliche Methode
- 190 Kuhn und der Paradigmenwechsel
- 192 Heidegger und der Einfluss der Technik auf den Menschen

- 194 Heraklit und das sich
verändernde Selbst
- 196 Libet und die Beobachtung
des eigenen Verhaltens
- 198 Popper und die
Pseudowissenschaft
- 200 Turing und die Frage: Roboter
oder Mensch?
- 202 Asimov und die Gesetze
der Robotik
- 204 Fermi und außerirdisches Leben
- 206 Godfrey-Smith und andere
Intelligenzen
- 208 Freud und die Persönlichkeit
- 210 Piaget und die Entwicklungs-
psychologie
- 212 Die Gestalttherapie und das
Nichtstun

ALLTAGSPHILOSOPHIE

- 216 Aristoteles und Freundschaft
- 218 De Beauvoir und Mutterschaft
- 220 Rousseau und die Kindheit
- 222 Foucault und die Disziplin

- 224 Der Stoizismus und der Blick
aus der Ferne
- 226 Freud und der Todestrieb
- 228 Frankl und der Sinn des Leidens
- 230 Epikur und das Vergnügen
- 232 Husserl und das Betrachten
von Bäumen
- 234 Der Stoizismus und die Wahl
unserer Reaktionen
- 236 Thoreau und das Spaziergehen
- 238 Sunzi und die Kunst des Krieges
- 240 Harvey und die Schlaflosigkeit

WISSEN UND DER GEIST

- 244 Descartes und der fliegende
orangefarbene Kobold
- 246 Locke und subjektive Erfahrungen
- 248 Platon und das Licht der Welt
- 250 Pyrrhon und die Zurückhaltung
- 252 Hume und schwarze Schwäne
- 254 Buridan und unentschlossene
Esel
- 256 Sokrates und das Hinterfragen
von allem

- 258 Aristoteles und die Gesetze der Logik
- 260 Eubulides und das Stapeln von Steinen
- 262 Descartes und das Cogito
- 264 Hume und die Frage: Wer bin ich?
- 266 Kant und die Erschaffung der Welt
- 268 Chalmers und die Gedanken von Bleistiften
- 270 Clark und Chalmers und die Erweiterung des Geistes

POLITIK UND WIRTSCHAFT

- 274 Hobbes und die Bildung von Regierungen
- 276 Machiavelli und Herrschaft
- 278 Ibn Chaldūn und der Aufstieg und Fall von Imperien
- 280 Herder und Nationalismus
- 282 Thukydides und unvermeidliche Kriege
- 284 Marx und die Weltgeschichte

- 286 Burke und die Weisheit unserer Vorfahren
- 288 Paine und Revolutionen
- 290 Smith und die unsichtbare Hand
- 292 Tocqueville und die Wahrung der Demokratie
- 294 Kant und der Weltfrieden
- 296 Gandhi und die Gewaltlosigkeit
- 298 Engels und der Marktplatz der Ideen
- 300 Fukuyama und das Ende der Geschichte

- 303 Danksagung
- 305 Quellenverzeichnis
- 311 Register

Einführung



Die Philosophie umgibt sich manchmal mit einer Aura, die uns abschreckt. Vielleicht liegt es daran, dass Philosophinnen und Philosophen Wörter wie »Fehlschluss« verwenden, wenn sie »falsch« meinen, oder in jedem zweiten Satz wie selbstverständlich Zitate aus dem Altgriechischen einfließen lassen. Das muss nicht sein, und genau deshalb habe ich dieses Buch geschrieben.

Philosophie sollte nachvollziehbar sein, praktisch, lesbar und zugänglich. Und vor allem sollte sie Spaß machen.

In *Mini Philosophy* versuche ich philosophische Ideen so zu erklären, dass sie verständlich bleiben und eben nicht abschrecken, sondern Interesse hervorrufen. Natürlich kann ich nicht versprechen, dass ich keine langen, komplizierten und ungewohnten Wörter verwende, doch wenn ich es tue, werde ich mich bemühen, sie so einzubetten, dass sie am Ende des jeweiligen Kapitels einen Sinn ergeben. Dieses Buch ist für Leserinnen und Leser gedacht, die zwar schon einmal die Namen Platon, Descartes oder de Beauvoir gehört haben, aber kaum etwas über ihre Ideen wissen. Es ist ein Buch für Leute, die erfahren wollen, was Strukturalismus, Phänomenologie oder Existenzialismus bedeuten, ohne sich durch dicke Wälzer arbeiten zu müssen, nach deren Lektüre man oftmals noch verwirrter ist als vorher. Meine Hoffnung ist, die Philosophie aus ihrem unnahbaren Elfenbeinturm zurück ins Wohnzimmer zu bringen, ins Café oder in den Zug zur Arbeit.

Menschen, die sich für ein Thema begeistern, tun sich oft schwer damit, es

verständlich zu erklären. Vielleicht denken sie, es würde dadurch irgendwie in seiner Bedeutung abgewertet. Doch manchmal braucht es einfach diesen ersten Schritt, einen Einstieg und Wegweiser. Deshalb wird dieses Buch, wenn alles nach Plan läuft, die Ideen der Philosophen auf eine Art und Weise darlegen, die Lust auf mehr macht.

Es ist meine feste Überzeugung, dass jeder Mensch philosophische Fragen hat und jeder, der es will, ein Philosoph sein kann. Lassen wir uns also von einigen der größten Denkerinnen und Denker der Geschichte auf die Sprünge helfen.



ETHIK

Tagtäglich treffen Sie eine Vielzahl ethischer Entscheidungen. Alles, was Sie tun und andere Menschen betrifft, ist in gewisser Weise ethisch. Einerseits geht es um das Richtig und Falsch von Handlungen wie Stehlen, Töten, Lügen, Helfen oder Umsorgen. Andererseits geht es um den eigenen Charakter. Es geht um Mut, Loyalität, Ehrlichkeit, Liebe und Tugendhaftigkeit.

In der Ethik geht es um gutes und schlechtes Verhalten. Oder anders ausgedrückt: um gute und schlechte Menschen.

Platon

und die Unsichtbarkeit



Sie befinden sich auf einem Spaziergang und begegnen einer hässlichen alten Vettel, die Ihnen ein kleines, aber erstaunliches Geschenk macht: einen magischen Ring! Der Ring hat die Kraft, Sie vollkommen unsichtbar zu machen. Sie können überallhin gehen und alles tun, was Sie wollen, nichts und niemand kann Sie sehen. Da stellt sich natürlich die Frage: Was werden Sie damit anstellen? Wie werden Sie die Macht des Rings nutzen?

Eine ganz ähnliche Frage wirft auch das Gleichnis vom Ring des Gyges auf, wie es in der *Politeia* zu finden ist, dem um 375 v. Chr. verfassten, bekanntesten Werk des griechischen Philosophen Platon. Darin wird die von Platons Lehrer Sokrates aufgestellte These diskutiert, nach der Gerechtigkeit mehr sei als das, was Machthaber und Tyrannen als gerecht definieren. Auch gehe sie über das schiere Eigeninteresse hinaus. Von dieser idealistischen, hochfliegenden These nicht überzeugt, führt Platons älterer, zynischer Bruder Glaukon das Gleichnis ins Feld, um die Idee des ehrlichen, gerechten Menschen zu attackieren.

Denn ausnahmslos jeder, so Glaukon, der einen solchen Ring besitze, würde ihn zum eigenen Vorteil nutzen. Einmal im Besitz seiner Kräfte, würden Gerechtigkeit, Moral, Gesetze und Anstand schnell beiseitegeschoben. »Denn wenn einer«, lässt Platon Glaukon sagen, »dem eine solche Macht zufiele, gar kein Unrecht begehen wollte noch fremdes Gut berühren: So würde er denen, die es merkten, als der Allerelendeste vorkommen und als der Allerunverständigste.«

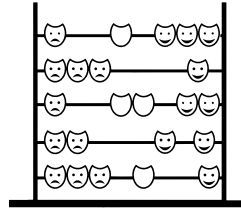
Fragen Sie Ihre Freunde, was sie tun würden. Fragen Sie sich selbst. Die Antworten dürften lustig oder kurios ausfallen – oder beunruhigend. Hand aufs Herz: Würden Sie wirklich nicht stehlen, in fremde Wohnungen eindringen, andere angreifen ... oder vielleicht sogar noch viel, viel Schlimmeres tun? Auch wenn die meisten es vermutlich nicht zugeben würden – es erwägen oder darüber fantasieren würden sie bestimmt.

Die Moral des Gleichnisses ist nicht, dass Macht korrumpiert, sondern dass Macht unsere wahre Natur offenbart. In jedem von uns lauert ein kleiner Tyrann. Gesellschaftliche Bewertung, der Nachbar, der uns über den Gartenzaun hinweg beobachtet – nur das hält uns dazu an, gut zu sein. Das Einzige, was uns auf dem Pfad der Tugend hält, ist das Urteil der anderen.

Wenn Glaukon richtigliegt, hätte das großen Einfluss darauf, wie wir Politikern, Führungskräften oder Weltkonzernen begegnen sollten. Nicht nur sie, wir alle brauchen Kontrollinstanzen oder irgendeine Form von Autorität, die uns im Zaum hält. Gerechtigkeit ist darauf angewiesen, permanent auf transparente Weise durchgesetzt zu werden. Ist es möglich, dass all die Staatsgeheimnisse, unternehmerischen Winkelzüge und aalglatten Lügen der Politiker am Ende nichts anderes sind als die sehr reale, moderne Konsequenz der Geschichte vom Ring des Gyges?

Bentham

und die Berechnung der Moral



Wäre es nicht großartig, eine Methode an der Hand zu haben, mit der man kinderleicht herausfinden kann, was richtig und was falsch ist? Ein einfaches Werkzeug, das einem sagt, wie man sich in dieser oder jener Situation verhalten sollte?

An einer solchen Methode versuchte sich der englische Philosoph Jeremy Bentham im 18. Jahrhundert mit seinem Hedonistischen Kalkül.

Bentham ist der Vater der normativen (also die Handlungsweise betreffenden) ethischen Theorie, die als Utilitarismus bekannt ist: Ob eine Handlung richtig oder falsch ist, bemisst sich demnach allein an ihren sozialen Folgen. Geht daraus Nutzen oder Freude hervor, ist sie gut; führt sie zu Not oder Schmerz, ist sie schlecht. In Benthams Worten: »Das größte Glück der größten Zahl ist der Maßstab für Recht und Unrecht.«

Konkret hieße das, Robin Hood handelte moralisch; Butch Cassidy eher nicht. Der Zweite Weltkrieg war gut (für die Alliierten); Dschingis Khan war es nicht. Einen Menschen zu töten, um zehn anderen das Leben zu retten, ist richtig; einen Krieg zu beginnen, um eine Prinzessin zu befreien, ist es nicht. Einfach ausgedrückt: Mach die Menschen glücklich, und minimiere das Elend. Bedenke stets die Folgen deines Handelns.

So weit, so gut, doch eine Frage bleibt: Wie können wir mit Sicherheit sagen, ob das Ergebnis unserer Handlungen positiv oder negativ ausfällt? Bentham weiß die Antwort: durch das Hedonistische Kalkül!

Dabei werden die Vor- und Nachteile einer jeden Handlung auf der Grundlage von sieben Kriterien aufgelistet: Intensität, Dauer, Wahrscheinlichkeit ihres Eintretens, zeitliche Nähe, Fruchtbarkeit (wird sie weitere positive Aspekte nach sich ziehen?), Reinheit (wie wahrscheinlich ist es, dass eine Befriedigung zu Schmerzen führt?) und Verbreitung. Je mehr Informationen wir über die Kriterien und die Konsequenzen unseres Tuns haben, desto besser.

Nun müssen Sie nur noch die einzelnen Werte zusammenzählen – *et voilà!* Jetzt wissen Sie, wie Sie handeln sollten. Nichts einfacher als das. Moral nach den Vorgaben des mathematischen Zeitalters: Ethik für Rationalisten. Klar wie Kloßbrühe!

Bleibt zu hoffen, dass Sie auch jedes Mal, bevor Sie zur Tat schreiten, ein, zwei Stündchen Zeit haben, um das alles fein säuberlich auszurechnen.

Aristoteles

und die goldene Mitte



Wir alle wollen das Richtige zur richtigen Zeit tun, wir alle wollen tugendhaft sein. Doch wie können wir erkennen, was in einer bestimmten Situation das Richtige ist? Wo verläuft die Grenze zwischen Mut und Leichtsin? Wo die zwischen höflicher Zurückhaltung und Wortkargheit? Wann kippt Selbstvertrauen in Arroganz, wann Großzügigkeit in Herablassung?

Mit genau diesen Fragen befasst sich Aristoteles, ein Schüler Platons, in seiner *Nikomachischen Ethik*. Seine Lösung: die goldene Mitte.

Ethisches Handeln (also das Richtige tun) ist für Aristoteles tugendhaftes Handeln. Durch Übung, Wiederholung und Nachahmung können wir uns in allen Tugenden auszeichnen. Sie wollen freundlich sein? Dann tun Sie oft freundliche Dinge. Sie wollen tolerant sein? Eifern Sie einem toleranten Menschen aus Ihrem Bekanntenkreis nach. Tugenden erwirbt man, indem man sie ausübt. Oder prägnanter: »Wir sind das, was wir wiederholt tun. Vorzüglichkeit ist daher keine Handlung, sondern eine Gewohnheit.«

Trotzdem ist es nicht in jeder Situation einfach zu wissen, was die angemessene tugendhafte Handlung wäre. Jede moralische Entscheidung, jede Wahl ist einzigartig. Was in dem einen Kontext mutig war, ist es in einem anderen nicht. War Ehrlichkeit gestern noch höflich, kann sie heute schon grausam sein. Wie können wir uns also sicher sein?

Laut Aristoteles finden wir die gute Handlung in der Mitte zwischen zwei

Extremen. Die tugendhafte Tat liegt zwischen zwei Lastern: Übermaß und Mangel. Mut ist die Mitte zwischen Leichtsinns und Feigheit. Höflichkeit liegt zwischen Wortkargheit und Überschwang. Großzügigkeit ist weder Geiz noch Verschwendung. Kurz gesagt: »Mäßigung in allen Dingen«, wie der griechische Dichter Hesiod schrieb.

Schon Aristoteles wusste natürlich, dass es schwierig sein kann, die goldene Mitte zu treffen. Dazu bedarf es der Klugheit der Erfahrung, das, was er *Phronesis* nannte. Üben wir uns ausdauernd in Tugendhaftigkeit, verfeinern wir diese Fähigkeit, wie wir im Fitnessstudio unsere Muskeln definieren. *Phronesis* ist die intuitive Kraft, die uns den Weg zur goldenen Mitte weist. So werden wir zu perfekten moralischen Bürgern, die stets wissen, was zu tun und zu sagen ist. Und wer weiß, vielleicht werden wir einst *selbst* zu Vorbildern, die es gilt nachzuahmen, um dem Ideal der Tugendhaftigkeit zu entsprechen.

EINE MAXIME, DIE
ÜBER ALLEN STEHT

Kant

und der kategorische Imperativ



Wenn jeder auf der Welt so handeln würde wie Sie – wäre diese Welt dann eine gute, freundliche und glückliche? Oder eine, in der niemand gern leben würde, nicht einmal Sie selbst? Wenn alles, was Sie tun, zur Regel für die ganze Menschheit werden würde, inwieweit würde das Ihr Verhalten beeinflussen?

Das ist der Grundgedanke hinter der ersten Formulierung des kategorischen Imperativs des deutschen Philosophen Immanuel Kant, der im 18. Jahrhundert lebte.

Zwei Dinge, schrieb Kant, erfüllen das Gemüt mit Ehrfurcht: »der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir«. Er glaubte, in jedem von uns existiere eine absolute Moral, die zu erkennen wir alle fähig seien. Den Zugang zu diesem Moralgesetz biete allein unsere wunderbare menschliche Vernunft. Anders ausgedrückt: Wenn wir moralisch handeln wollen, müssen wir die Vernunft gebrauchen (und nicht etwa unsere Leidenschaften oder unsere Intuition).

Laut Kant identifiziert unsere Vernunft bestimmte »Maximen« (moralische Gesetze oder Verhaltensmaßregeln), nach denen wir leben können. In jeder beliebigen Situation stehen uns mehrere Maximen zur Verfügung, und wir, die moralisch Handelnden, müssen entscheiden, welche wir befolgen wollen. Richtig eingesetzt, sagt uns die Vernunft, welche dieser moralischen Optionen »Imperative« (oder Pflichten) werden sollten, sprich: Was wir tun müssen.

Drei Wege (oder »Formeln«, wie Kant sie nennt) führen dorthin, am bekanntesten ist aber der erste, die Allgemeingültigkeit oder Universalisierung. Im Wesentlichen verbirgt sich dahinter die Frage: Was, wenn das alle tun würden? Man sieht sie buchstäblich vor sich, die Zeigefinger erhebenden Eltern dieser Welt.

Nehmen wir zum Beispiel einmal an, es gäbe eine Maxime, die da lautet: Lüge, wann immer dir danach ist. Nun, wenn *jeder* so handelte, dann würde der Akt des Lügens zu einer völlig alltäglichen Angelegenheit. Wahrheit und Falschheit wären bedeutungslos – und Lügen (also absichtliche Nicht-Wahrheiten) damit unmöglich. Die ursprüngliche Maxime implodiert. Dasselbe gilt, wenn niemand sich an eine Quarantäne hält, denn dann löst sich die Idee der Quarantäne in definitorischen Rauch auf. Ähnliches lässt sich für Ehebruch oder Diebstahl durchexerzieren.

Wenn derartige Maximen zum universalen Gesetz für jedermann würden, würden sie sich selbst zerstören. Daher ist es zwingend erforderlich, die Wahrheit zu sagen oder eine Quarantäne einzuhalten. »Vollkommene Pflichten« nennt Kant diese selbstzerstörerischen Logik-Typen.

Demgegenüber gibt es die »unvollkommenen Pflichten«. Unvollkommen sind sie, weil sie nicht von der Vernunft abhängen, sondern von unseren Bedürfnissen und Neigungen. Die Maxime »Hilf niemals einem anderen« beispielsweise führt zwar nicht geradewegs in die logische Selbstzerstörung, wenn aber jeder sie befolgte, wäre die Welt doch reichlich tristlos.

Das Wort »kategorisch« bedeutet um seiner selbst willen, etwa einen Film anschauen, einfach, weils einem Spaß macht. Jetzt verstehen wir schon etwas besser, was Kant uns mit dem kategorischen Imperativ sagen will.

Wenn Sie also das nächste Mal in einem moralischen Dilemma stecken, behelfen Sie sich mit Kant. Halten Sie einen Augenblick inne und überlegen Sie: Was, wenn das alle tun würden?

Rand

und Egoismus



Wozu etwas Gutes tun, wenn man damit nicht in den sozialen Medien prahlen kann? Warum wohl­tätig sein, wenn niemand da ist, der einen dafür lobt? Wer Nettos tut, sollte dafür sorgen, dass jemand zuschaut!

Willkommen in der Welt des rationalen Egoismus. Genießen Sie Ihren Aufenthalt, und achten Sie (nur) auf sich.

Nur auf sich selbst zu schauen sei überaus vernünftig und entspreche dem Wesen des Menschen, so zumindest sah das die Schriftstellerin Ayn Rand, die Anfang des 20. Jahrhunderts aus Russland in die USA emigrierte. Jede Beziehung, jede Handlung, jedes Bedürfnis sollten Sie danach beurteilen, inwieweit Sie davon profitieren. Je mehr etwas Ihre Interessen befriedigt, desto größer ist Ihre Motivation zu handeln.

Wenn Sie Geld für wohl­­tätige Zwecke spenden, tun Sie dies nur, um vor anderen gut dazustehen. Wenn Sie Ihrem Nachbarn dabei helfen, seinen Zaun zu reparieren, so nur, weil Sie nach dem nächsten Sturm auf seine Hilfe angewiesen sein könnten. Wenn Sie heiraten, dann aus dem einzigen Grund, um sich Ihren Wunsch nach Sicherheit, Glück oder Kindern zu erfüllen. Jede unserer Entscheidungen will wohlkalkuliert sein, daher müssen wir manchmal innehalten und uns die Frage stellen: Was nützt mir in dieser Situation am meisten? Der rationale Egoismus klopft jede Handlung darauf ab, welchen Vorteil sie bereithält.

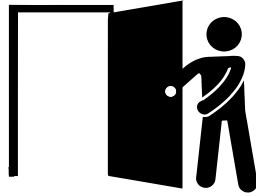
Würde eine Handlung dazu führen, dass Ihr Leben sich verschlechtert, wäre es schlicht unvernünftig, diesen Weg einzuschlagen. Das eigene Leben zu opfern ist *immer* unangemessen (es sei denn, so Rand, Sie sind lebensmüde). Kurz, alles wird unter dem Gesichtspunkt des Eigennutzes betrachtet. In Rands Welt gleicht jede Interaktion einer Vertragsverhandlung, bei der beide Parteien versuchen, das Beste für sich herauszuholen (was natürlich nicht ausschließt, dass alle profitieren).

Ayn Rands Thesen polarisieren: Die einen lieben sie, die anderen hassen sie. Manchmal werden sie auch verdreht oder für ganz andere Zwecke instrumentalisiert. So räumte sie durchaus ein, es sei schon »psychopathisch«, gegenüber einem verletzten Hund oder Menschen nicht den moralischen Impuls zu helfen zu verspüren. Ihr ging es jedoch darum, herauszuarbeiten, dass dieser Impuls letztlich einer simplen Überlegung folgt: Man erntet, was man sät. In den meisten Fällen ist es eben besser für alle, wenn man sich gegenseitig hilft. Was fast schon an eine Art Karma erinnert, ähnlich wie bei Epikur (siehe Seite 230).

Sollte jemand Sie also dazu auffordern, sich in irgendeiner Form zu opfern oder auf irgendeinen Segen oder Vorteil zu verzichten, dann fragen Sie, warum. Denn was, bitte schön, soll daran vernünftig sein, sich selbst hintanzusetzen? Welches intelligente Wesen würde sich selbst aufgeben?

Comte

und Altruismus



Weihnachten zu Hause, alle sehen im anderen Zimmer fern. Sie sind auf der Suche nach einem süßen Snack und entdecken eine Schachtel mit edlen Pralinen. Eine ist noch übrig. Ihre Lieblingssorte. Das Problem ist nur, dass alle eine Vorliebe dafür haben. In Ihnen tobt eine Schlacht zwischen zwei Großmächten: Egoismus vs. Altruismus. Wer wird gewinnen? Werden Sie die Praline essen?

Folgt man dem französischen Philosophen Auguste Comte, der das Wort Altruismus geprägt hat, müssen Sie all Ihre geistigen Kräfte aufbieten, um Ihren Egoismus niederzuringen. Altruismus *kann* siegen, aber nur, wenn wir uns die Zeit nehmen, ihn zu trainieren und zu stärken.

Comte glaubte, die menschliche Natur ganz gut zu kennen, und viele seiner Argumente basieren auf dem, was wir heute Evolutionspsychologie nennen (obwohl er bereits 1857 starb, also zwei Jahre bevor Darwin sein monumentales Werk *Über die Entstehung der Arten* veröffentlichte). Wir alle, so Comte, sind getrieben von mächtigen »affektiven Kräften«, die allein unser Eigenwohl im Sinn haben; es entspreche unserer Natur, uns zuallererst um uns selbst zu kümmern und abzugreifen, was wir können.

Dennoch hielt Comte den Menschen nicht für einen Sklaven seiner Biologie, dessen Triebe für alle Zeiten festgelegt sind. Vielmehr seien wir alle mit einem bewunderungswürdigen Verstand gesegnet, der es uns erlaube, jeden ge-

netischen Fatalismus zu überwinden. Das ist auch der Grund, weshalb scheinbar ein Kampf tobt zwischen unserer Persönlichkeit – oder dem, was wir Individualismus nennen könnten – und dem Kollektivismus, also der Sorge um die Allgemeinheit. Das Ich kämpft gegen das Wir.

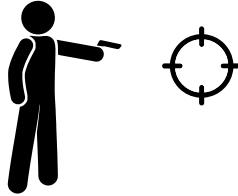
Um den Kampf zu gewinnen, müssen wir uns darin üben, unseren natürlichen Egoismus zu bezwingen und uns mehr um unsere Mitmenschen zu kümmern. Tatsächlich tun wir dies mit vielen alltäglichen Gesten, zum Beispiel, indem wir anderen die Tür aufhalten. Das bringt uns selbst keinerlei Vorteil, hilft aber dem anderen. Für die meisten ist das so selbstverständlich, dass sie gar nicht mehr darüber nachdenken. Auf diese Weise implementieren wir uns selbst Altruismus, was sich fortan auch in sehr viel bedeutenderen Zusammenhängen bemerkbar machen kann.

Für Comte war das alles andere als trivial, denn er sah darin die Grundlage für ein erfülltes Leben voller Glück und Stabilität. Der Egoist, der »nichts liebt außer sich selbst«, ist zu »unkontrollierbarer Erregung« verurteilt, er giert immerzu nach mehr (ein Gedanke, den auch Schopenhauer aufgreift, siehe Seite 58). Für wahre Zufriedenheit muss man seine Individualität, die nur auf ihre eigenen, unersättlichen und launenhaften Begierden schaut, verleugnen und sein Leben ganz in den Dienst eines anderen oder einer Sache stellen. Vollkommenheit erlangt, wer seine Sympathien in die Welt hinausträgt.

Um auf die begehrte Praline zurückzukommen: Wenn Sie im Widerstreit mit sich selbst liegen, ob Sie sie essen sollen oder nicht, halten Sie sich an Ihre höheren menschlichen Fähigkeiten. Ihr Instinkt drängt Sie vielleicht dazu, sich das süße Stück in den Mund zu stopfen, aber Sie haben mehr drauf. Sie sind keine biologische Maschine, die sklavisch darauf programmiert ist, alles an sich zu raffen, was nicht niet- und nagelfest ist. Altruismus hebt uns auf eine höhere Ebene und schenkt uns ein sehr viel nachhaltigeres Glück.

Abaelard

und die Absicht



Eine Frau und ein Mann stehen vor Gericht. Die Frau hat aus Spaß eine Pistole abgefeuert, die Kugel ist von einem Gebäude abgeprallt und hat ihre Freundin getötet. Der Mann ist seiner Ex-Freundin nach Hause gefolgt und hat auf sie geschossen, aber nicht gut genug gezielt und sie verfehlt, woraufhin er von seinem Vorhaben abließ. Wer von beiden sollte härter bestraft werden? Muss die Frau lebenslang ins Gefängnis für ein maximal unglückliches Versehen? Kommt der Mann für sein ›moralisches Glück‹ mit einem Klaps auf die Hand davon?

Mit dieser Problematik setzte sich schon der Theologe und Philosoph Petrus Abaelardus, kurz: Abaelard, auseinander.

Im 12. Jahrhundert, als Abaelard darüber nachdachte, herrschte in der Kirche – dem damals allmächtigen, allgegenwärtigen moralischen Zentrum der Gesellschaft – die Ansicht vor, alle Handlungen könnten nur entweder richtig oder falsch sein. Inzest, Diebstahl oder Blasphemie seien immer falsch, unabhängig von den Absichten oder dem Vorwissen des Handelnden.

Abaelard fand das absurd und postulierte, der moralische Wert einer Handlung hänge ausschließlich von den ihr zugrunde liegenden Absichten ab. Zur Erläuterung führte er das Beispiel von zwei Geschwistern an, die gleich nach der Geburt getrennt wurden. Jahre später finden sie sich wieder und verlieben sich ineinander, ohne von ihrer Verwandtschaft zu wissen. Für Abaelard lebten die beiden nicht in Sünde. Für die Kirche fielen sie in jedem Fall der Verdammnis anheim.

Heute erscheint uns Abaelards Sichtweise als selbstverständlich, doch zu seiner Zeit war sie revolutionär. Zumal er sich sogar zu der Aussage hinreißen ließ, Sex sei keine Sünde! Wenn die Kirche fleischliche Lust innerhalb der Ehe billige, außerhalb der Ehe aber plötzlich zur Sünde erklärte, dann könne der Akt an sich augenscheinlich nicht das moralisch relevante Element sein.

Noch unerhörter war seine These, dass jene, die Christus getötet hatten, nicht schuldig seien, da sie ja nicht gewusst hätten, dass er Gottes Sohn war. Hatte nicht Jesus selbst noch im Angesicht des Todes gesagt: »Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun«?

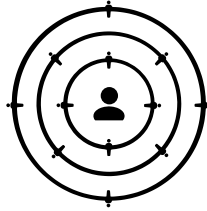
Natürlich ist die Sache, wie immer in der Ethik, so eindeutig nicht. Denn wie können wir uns der Absicht eines Handelnden jemals sicher sein? Ein Mörder wird kaum zugeben, dass er vorsätzlich gehandelt hat, weil er genau weiß, welche Folgen sein Geständnis hätte. Abaelards Antwort lautete: »Gott wird es wissen.« Doch das genügt uns heutzutage nicht mehr. Aus diesem Grund versuchen moderne säkulare Gerichte, sich ein Bild vom Charakter des Angeklagten zu machen, alle Beweise auf Stimmigkeit zu untersuchen und die Plausibilität der Tatsituation zu prüfen, was naturgemäß keine leichte Sache ist und einen großen Spielraum für Fehlurteile lässt.

Und wie sieht es aus mit der feinen Grenze zwischen Unwissenheit und Fahrlässigkeit? Ist die Aussage »Ich wusste nicht, dass Waffen gefährlich sind!« eine akzeptable Verteidigung? Welches Wissen verlangen wir von den Menschen (siehe Seite 40)? Inwieweit kann man von uns erwarten, dass wir uns über die Auswirkungen unseres Handelns im Klaren sind?

Trotz dieser Vorbehalte ist Abaelards Beitrag zur Ethik und zum späteren weltlichen Recht enorm. In einem abergläubischen, willkürlichen Zeitalter war er ein rationales Licht, und wir können uns glücklich schätzen, auf seinen Schultern zu stehen.

Singer

und die Bevorzugung



Das Konzept der Gleichheit ist eine einzige Lüge. Wir behaupten zwar, alle gleich zu behandeln und dass alle gleich seien, aber das ist scheinheilig, denn regelmäßig benachteiligen wir Menschen und ziehen andere vor. Und das ohne jedes Unrechtsbewusstsein.

Stellen Sie sich bitte folgende Fragen: Sie können nur eine Person retten, einen Fremden oder Ihre Mutter – wen würden Sie retten? Wem werden Sie Ihr Vermögen vermachen? Warum würden Sie jederzeit Ihrem eigenen Kind eine Niere spenden, nicht aber einem Unbekannten?

Stets stufen wir manche Menschen höher ein als andere und bedenken sie ungleich. Wenn das keine Diskriminierung ist, was dann?

Mit der offensichtlichen Unmoral der Bevorzugung von Freunden und Familienangehörigen setzt sich der australische Philosoph Peter Singer in seinem 1981 erschienenen Buch *The Expanding Circle* auseinander, in dem er das Konzept des »sich erweiternden Kreises« entwickelt.

Dabei handelt es sich um eine Erwiderung auf das 1976 erschienene Buch *Das egoistische Gen* des britischen Biologen Richard Dawkins, in dem dieser die These aufstellt, die Fürsorge für die eigenen Angehörigen sei ein natürlicher Bestandteil der Evolutionspsychologie, um unsere Gene und die unserer Familie zu schützen. Altruistisch handelten wir daher nur in einem eng begrenzten Kreis, und diese Handlungen dienten ausschließlich evolutionären Zwecken. Daraus folgert

Dawkins zwar nicht unverblümt, dass wir stets das tun sollten, wozu uns die Evolution verleitet – aber dass dies natürlich und vernünftig sei, behauptet er schon.

Dagegen wendet Singer ein, dass eine biologische oder evolutionäre Tatsache noch lange nicht zu einer *Moral* führt. Aus einem Faktum an sich entsteht noch keine Pflicht. Aus einem Ist lässt sich kein Soll ableiten.

Unser Verhalten beruhe auf mehr als bloßem Priming, sagt Singer, denn wir besitzen darüber hinaus noch eine einzigartige Fähigkeit: die Vernunft. Die verbissene Konzentration auf die Evolutionspsychologie reduziere die menschliche Existenz. Wir aber könnten den biologischen Determinismus sprengen.

Im Lauf ihrer Geschichte hätten die Menschen die Vernunft genutzt, um »ihre Kreise zu erweitern«. Während wir uns laut Dawkins streng genommen nur um uns selbst und unsere näheren Verwandten kümmern dürften, haben die Menschen doch mithilfe der Vernunft seit jeher Werte und Systeme geschaffen und den Kreis unserer Empathie ausgedehnt. Zuerst haben wir für die Sippe gesorgt, dann für den Stamm und schließlich für die Nation. Warum nicht auch für die Welt?, fragt Singer. Mit Vernunft und *Moral* im Gepäck können wir nach Werten leben, die die Würde aller Menschen achten, unabhängig von etwaigen genetischen Beziehungen.

Wir alle seien in der Lage, unseren empathischen Kreis auszudehnen und die soziobiologisch verankerte Neigung zur Diskriminierung anderer in echten Altruismus und die Sorge um immer mehr und schließlich alle Menschen zu verwandeln, meint Singer. Ethik bedeute nicht Vernunft vs. Gefühle, vielmehr baue die Vernunft auf unserem natürlichen Mitgefühl auf und erweitere es auf immer mehr Menschen.

Ist es also falsch, seinen Bruder einem anderen vorzuziehen? Ist es gut, den eigenen Kindern Geld zu hinterlassen? Natürlich mag es sein, aber ist es deshalb auch richtig?